

**Eröffnungsrede
zum 19. Festival des deutschen Films
Ludwigshafen am Rhein 2023
© Dr. Michael Kötz**



Endlich, meine Damen und Herren, ist alles wieder wie früher. Der Saal ist voll wie seit langem nicht mehr und Sie freuen sich so wie wir auf eine besonders schöne 19. Ausgabe dieses Filmfestivals. Drei Jahre würde es dauern, hatte ein Arzt neben mir gemurmelt im Winter 2020 als es losging mit der Pandemie. Der spinnt doch, dachte ich bei mir. Tat er nicht. Es waren drei Jahre. Und irgendwie sind wir auch nicht dort, wo wir 2019 waren. Nein, meine Damen und Herren, nichts ist genauso wie früher und nichts kommt noch einmal. Nicht einmal Trump wird zurückkommen und Deutschland wird auch keine Diktatur, nur weil die AfD den Zulauf der Verunsicherten hat. Denn dieses Land fühlt sich im Krisenmodus. Wir Deutsche mögen es nicht, wenn sich allzu viel verändern muss, ganz und gar nicht, muss es aber. Und wenn wir uns in diesem Land in einer Krise fühlen, dann natürlich richtig, dann machen wir das auch so gründlich wie alles andere, ausdauernd und mit System. Wenn Krise, dann richtig und durchgehend. Jedenfalls offiziell. Heimlich aber, so sind wir nämlich auch, wollen wir im Grunde nur wieder einigermassen ungestört zusammenkommen, die Welt und ihre Krisen ausblenden und uns des Lebens freuen. Zum Beispiel hier auf der Parkinsel. Ab heute. Da versammeln wir uns 19 Tage lang rund um die Geschichten herum, die wir uns in knapp 60 Filmwerken erzählen lassen. Es sind nämlich solche Erzählungen, Geschichten aus dem Leben anderer, mit denen wir uns des eigenen Daseins versichern, es abwägen und vergleichen, vieles wiedererkennen, froh sind, manches nicht so erleben zu müssen, während wir auf andere Erfahrungen sogar neidisch sind. Zugleich sind Sie aber auch hier, weil dieses Festival auch so etwas wie ein Volksfest ist, worauf wir stolz sind, wenn auch ohne Riesenräder und Achterbahnen, mindestens aber mit viel Essen und Trinken. Trotzdem sind die Geschichten wesentlich, die mit den Mitteln der Filmkunst so besonders intensiv, so direkt zum Miterleben erzählt werden, und ohne sie wäre das Zusammenkommen auf der Parkinsel nur halb so schön. Mit beiden Elementen werden die kommenden Tage so auch zu einer Art geschütztem Bereich der Offenheit und Neugier, ja sogar der Lust darauf, andere Menschen zu treffen und sich auf das einzulassen, was uns Menschen ausmacht, das Zusammengehörigkeitsgefühl.

Denn die Welt ist groß geworden, sehr groß und vielleicht auch zu groß. Wir fühlen uns, wenn wir ehrlich sind, mehr denn je ohnmächtig. Unser Lebensraum ist bestimmt und beeinflusst von Dingen, die nicht nur ganz weit in der Ferne passieren, der martialische Überfall Russlands auf die Ukraine, und das mit gnadenloser Unmenschlichkeit, mit dem wir so wenig gerechnet haben wie zuvor damit, dass in einem fernen Wuhan ein Virus auftaucht, der dann die ganze Welt betreffen wird. Eigentlich ein unheimlicher Vorgang. Noch gravierender und vielleicht auch unheimlicher aber sind jene Vorgänge, die gar keinen rechten Anfang haben, die sich gar nicht so recht festmachen lassen an konkreten Ereignissen oder gar persönlichen Motiven, an Ausgangspunkten, die man identifizieren könnte. Weil sie struktureller Natur sind, wie das neue Weltmachtstreben Chinas, das Schmelzen der Pole, die neue Hitze oder die Vielzahl an Überschwemmungen, das Öko-Drama also. Es verunsichert uns zutiefst.

Dabei hatten wir uns so schön eingerichtet in unserer komfortablen Welt der endlos verfügbaren Dinge und Annehmlichkeiten, der immer feiner werdenden Genüsse, immer größerer Reisen und das bei gepflegter Sorglosigkeit. Und wir hatten dabei gleich mitgelernt, uns vor allem um uns selbst zu kümmern, unser eigenes kleines Leben zu pflegen und zu hegen, gerade noch einschließlich unserer engsten Angehörigen. Der Rest, also die vielen anderen Menschen, so etwas wie die Stadt um uns herum oder gar das Land, all



das war eben der Rest, also das, was nicht wir selbst sind, also nicht wirklich wichtig. Ich glaube, es ist dieser komfortable Egoismus, dem es derzeit an den Kragen geht. Weil wir spüren, dass er künftig schlechte Karten hat. Und das mögen wir gar nicht. Es bringt uns in Krisenstimmung. Nicht die Fakten sind es, die uns verunsichern, sondern das zügige Verschwinden der bisherigen Gewissheiten. Schließlich ist eine Krisenstimmung nichts Rationales.

Ein schöner Ego-Kult hatte sich über Jahrzehnte entwickelt, hierzulande und in den anderen wohlhabenden Ländern, aber durchaus auch, wenn auch bescheidener, bei denen in diesem Land, die weniger Finanzmittel haben. Es war eine Ich-Bezogenheit, die allerdings durch die Corona-Pandemie schon einen ersten Schlag bekam, einen unübersehbaren Hinweis darauf, dass wir in Wahrheit in einer Herde leben, deren Geschick und Schicksal für uns viel wichtiger ist als wir gedacht haben. Nur mühsam begreifen wir, kognitiv vielleicht schnell, seelisch aber langsam, dass die Welt längst so miteinander verzahnt und verwoben ist, dass das Private schlechte Karten hat, wenn es denkt, es könne sich weiterhin so wunderbar schonen wie bisher. Dass wir dachten, es wäre so, war, da bin ich mir sicher, auch vorher schon ein Irrtum, ein Traum, aus dem wir nun wieder erwacht sind. Denn immer schon war das kleine persönliche Leben eingeklemmt und eingefügt in die Wirklichkeit und Wahrheit einer unendlich großen und übermächtigen Welt da draußen. Geahnt haben wir es, nur es wissen wollen haben wir uns nicht getraut. Aus gutem Grund. Denn uns klarzumachen, wie sehr wir abhängig sind, von den anderen um uns herum, das ist ein höchst ungemütlicher Akt geworden, ein zutiefst verunsicherender. Denn die Verhältnisse stimmen nicht mehr. Es gibt diese Kreise nicht mehr, die um uns herum sozusagen stückweise größer werden, vorsichtig und überschaubar wie früher. Denn da begann es im Innern, hier bei mir, bei meinem eigenen Leben und dem meiner Familie, dann kam der weitere Kreis meiner engsten Freundinnen & Freunde, dann darum herum der Stadtteil oder das Dorf, bevölkert mit Menschen, die man nur ab und zu traf, noch ein Stück weiter draußen der Landstrich und schließlich das Land, am Ende die Nation und ganz, aber wirklich ganz weit draußen die Welt, das, was man früher die 'internationale Ebene' nannte, wie als sei das etwas sehr Fernes, fast Exotisches, mit dem allenfalls die Präsidenten der Länder zu tun hatten, bei Staatsbesuchen oder wichtige Unternehmer bei länderübergreifenden Verträgen, Wissenschaftler bei großen Kongressen.

Aus einem Leben, das geschützt im inneren Kreis stattfand, der eingebettet war in weitere, behutsam immer größer werdende Kreise, wobei man nur selten die inneren zwei, drei Kreise verlies – aus diesem vermutlich aber sehr menschlichen Gebilde, wurde ein einziges großes Netzwerk, in dem jeder von uns irgendwie hängt, ohne genau zu wissen, wo und wie und mit wem man noch alles verbunden. Es ist ein Netzwerk, in dem wir also durchaus zappelnd hängen, festklebend wie eine Fliege im Spinnennetz. Wobei die Fliege ein Handy hat und sich prima die Zeit vertreibt, um im Bild zu bleiben. Wir fühlen uns also ganz gut, wenn auch mit dumpfem Begleitgefühl einer unbestimmten Bedrohung. Wenn China dann Taiwan angegriffen hat, wird uns schockhaft wie bei Corona klarwerden, wie wirklich unheimlich vernetzt diese Konstruktion geraten ist, Faden um Faden immer diffiziler gebaut wurde, mit immer größer gewordenen Abhängigkeiten und Verflechtungen. Ihr Name ist Globalisierung. Ich wage die These, dass wir sie nicht leben können, diese Globalität, nicht wirklich, nur theoretisch, nicht emotional, dass wir sie nicht ausfüllen können, keine Geschichten haben dafür, die groß genug wären, sie zu erfassen. Sie gehört uns nicht, diese Globalität, wir können sie kaum denken, sie überfordert uns, und zwar alle, und vermutlich in Wahrheit auch diejenigen, die in ihr international und sei es mit Erfolg agieren. Es wird nicht mehr lange dauern, bis der erste vorschlägt, das Ganze doch gleich der Künstlichen Intelligenz zu überlassen. Der Mensch sei überfordert.

Aber ich bin Optimist. Es wird eine Welle des Rückzugs geben, der Verweigerung. Die Menschen



werden die Notbremse ziehen und all diejenigen, die in den vergangenen Jahrzehnten gelernt haben, so weltoffen wie möglich zu denken, werden ganz erstaunt sein und von einer neuen, einer schrecklich provinziell-konservativen Welle sprechen und davon, wie sie unser Leben und unsern Wohlstand ruinieren werde, weil sie so gnadenlos unmodern und rückwärtsgewandt sei.

Aber ist sie das? Erzählt sie dann nicht vielmehr von der Sehnsucht der Menschen, das alte System der Kreise, die um uns herum nur vorsichtig größer werden und die man noch begreifen kann, zurückzubekommen? Von der Sehnsucht, sich wieder auszukennen, wieder sicherer zu fühlen, wieder mehr beheimat zu sein – um ein endgültig altmodisches Wort zu benutzen – in einer Welt zu leben, die deutlich weniger von Mechanismen bestimmt ist, die so undurchschaubar sind, dass man ganze Institute braucht, um sie auch nur annähernd zu verstehen? Wie anders als mit dieser Sehnsucht, lässt sich begründen, dass überall superkonservative Parteien im Aufwind sind, die alle nichts zu sagen haben, eigentlich keine Ideen haben außer einer: Zurückzugehen in der Zeit.

Aber geht das, dass alles wieder so ist wie früher?

Nein, das geht nicht, ich sagte es schon: Nichts kann jemals wieder so sein wie es früher war, nichts kommt noch einmal. Einfach zurückgehen geht nicht, und wenn man es sich noch sehr wünscht. Aber Besinnung geht, Einhalten und Überprüfen, sich fragen, ob man denn wirklich alles, was geworden ist, hinnehmen muss, nur weil es jetzt da ist. Ob jede Entwicklung, die die Welt genommen hat, gut und richtig war, nur weil sie eingetreten ist. Ist es nicht genau andersrum? Lernen wir nicht gerade, wie verkehrt es war, die Natur auf dieser Welt einfach nur auszunutzen, sie auszubeuten bis sie in die Knie geht? Fast Jahrhunderte lang galt das komplett richtig. Trotzdem war es falsch. Vielleicht gilt das auch für die Natur des Menschen, für die Natur seines Zusammenlebens? Vielleicht darf man auch die nicht endlos und rücksichtslos benutzen? Vielleicht muss man sich auch dort auf das Wesentliche besinnen, sich wieder etwas zurückholen, das verloren ging? Nämlich das „Dazwischen“, das was zwischen uns als Einzelne und dieser riesigen Welt liegt. Der Stadtteil, in dem wir leben, das Dorf, das, was man früher Heimat nannte, „dass wir uns finden wohl unter Linden zur Abendzeit“. Denn die sind weg, die Linden, die Lindenbäume und die Bänke dazu, die Plätze, an denen man sich treffen kann, und zwar ohne Zweck, also nicht, weil wir einkaufen gehen wollen oder jemand ein Event veranstaltet. Nur einfach so, nur einfach so sich treffen, ins Gespräch kommen wie dereinst auf dem Dorfplatz oder in der Eckkneipe. Hauptsache öfter, am besten täglich, am Abend eben, nach der Arbeit, wenn wir nicht nur vernünftig sein müssen, sondern schwärmen dürfen und das auch noch gemeinsam. Was sich wie das Bild einer Idylle aus ganz frühen Zeiten anhört, wie Sozialromantik vom Feinsten, vielleicht ist das in Wahrheit eine absolut aktuelle Zukunftsvision? Denn brauchen wir nicht in unseren Städten und Gemeinden solche Plätze mit dem Lindenbaum, dürfen auch andere Bäume sein, Versammlungsorte der Gesellschaft, in denen kein Verwertungsinteresse herrscht, wo niemand etwas verdienen will, gemeinnützig im wahren Sinn des Wortes, offen für alle? Muss es sie nicht wieder geben, diese Plätze für die Bürgerinnen und Bürger, Orte, an denen wir uns austauschen können, uns streiten und bestätigen, Orte, an denen auch die Bürgermeister regelmässig auftauchen und die Abgeordneten und Stadträte?

Es muss. Irgendwie muss unsere Demokratie noch mal von vorne anfangen, auch in Deutschland, nicht ganz von vorne, aber doch ziemlich, sich nochmal neu erfinden, sich wieder selber ernst nehmen, wieder verstehen, dass die inneren Zellen das Wichtigere sind, dass aus diesen Zellen das Ganze besteht und nicht umgekehrt. Wir selbst müssen es sein, die darüber entscheiden, wer und was uns lenken und bestimmen darf und wenn es Sachgesetze sind, dann müssen wir, unsere Abgeordneten, sie gemacht haben und



niemand sonst. Denn das Politische, das eigentlich politische Leben, das sind wir. Wir und die von uns gewählten Vertreter. Politik muss das sein, was sich für uns organisch mit dem verbindet, was man Leben nennt, nicht etwas, dass irgendwer irgendwo für uns macht. Politik muss eine Erzählung sein, ein Ansammlung von Geschichten, Geschichten über und von den Menschen, ein Werk aus Erfahrungen und Ideen, mit einer Dramaturgie der roten Fäden, der Ziele und der Wege dorthin, einschließlich der Umwege und Irrtümer, so nah wie möglich am Menschlichen.

Womit ich jetzt haarscharf in die Kurve einbiege, dass es hier eigentlich um die Eröffnung eines Filmfestivals geht. „Wer nur was von Musik versteht, versteht auch davon nichts“, lautet der wunderbare Spruch des Komponisten Hans Eisler, den ich mir heute zum Motto genommen habe. Denn auf uns übertragen, heißt das: Würde ich nur von Filmen reden, ginge es auch darum nicht. Weil Filme, wenn sie gut sind, immer Indikatoren sind für die Befindlichkeit der Menschen, Hinweise auf den Zeitgeist. Da geht es um Liebe und Glück, menschliche Übertreibungen und Schwächen in unseren Filmen, da geht es um die soziale Spaltung unserer Gesellschaft, wie in unserem wunderbaren Eröffnungsfilm gleich. Und manchmal geht es auch darum, wie man sich, um mit Kleist zu reden, wie an der eigenen Hand wieder aus der Tiefe emporheben kann, sich aufmachen, dem zu entkommen, was einen scheinbar im Griff hat.

Damit wir es wieder loswerden, dieses dumpfe Begleitgefühl der Zeit, den gefühlten Krisenmodus. Pro behalber und mit all dem Gesagten im Kopf lassen wir den jetzt einfach mal weg. Herzlich Willkommen beim 19. Festival des deutschen Films Ludwigshafen am Rhein.